

Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Jugend nach dem Diktat der Zeit (Auszug)

In der Redaktion der Patrioten

In den letzten Jahren war die Politik in München nicht mehr ein Zeitvertreib der Bürger, sondern eine Epidemie, die alle ergriffen hatte und im Hochsommer 1923 unmittelbar vor ihrer Krisis stand. Das Hauptsymptom der Krankheit bestand darin, alles, was in den Gesichtskreis des Münchners trat, mochte es nun die Hermannsschlacht im Prinzregententheater sein oder das Kraftstauwerk am Walchensee, die Neue Sezession im Glaspalast, der geplante Umbau der Technischen Hochschule, das Wohltätigkeitsfest der Prinzessin Hohenlohe, die Sturzflüge Udets, die Tanzrevue im Deutschen Theater, die Senkung der Bierpreise durch Herrn von Kahr und so weiter, kurz, das ganze Leben vom Münchner Kindl angefangen bis hinauf zum Bayerischen Löwen, durch den »Versailer Schmachfrieden« bedroht zu sehen. Niemand in München schien mehr einen Gedanken fassen, ein Wort aussprechen zu können, ohne die Erwägung, wie er das Vaterland retten könne. Man erzählte, daß Damen der höchsten Gesellschaft nachts nicht schlafen konnten, sondern ruhelos sich zwischen den Fliederbüschen und Nachtigallenklängen ihrer Villengärten ergingen. Kein Vater war so stolz wie der, dessen Sprößling vor jeder Generalsuniform stehen blieb und mit dem Finger deutete: »Das ist Dudendoff«, oder wenn er gar schon singen konnte: »Sieg-reich woll'n m'r Frank-reich schlaf-en, sterben als ein tapf-er He-eld!«

Es bestand auch kein Zweifel, daß der Retter bereits erschienen war. Er sprach allmorgentlich im Bürgerbräu- oder Löwenbräukeller. Zu diesen Redeabenden ließen sich Beamte und Angestellte schon um fünf Uhr dienstfrei geben, um bis acht Uhr »anstehen« und noch einen Platz im Saal erhalten zu können; die Hausfrauen verzichteten auf die Zubereitung des Abendessens, und die Kinder weinten, weil sie nicht mitdurften. Eines Abends wollte auch ich Adolf Hitler sprechen hören, und ich ging gegen sieben Uhr hinaus zum Löwenbräu. Die Straßen von der Dachauerstraße bis zum Stigl Mayerplatz waren schwarz von eilenden Menschen; vor dem Gebäude selbst, das erhöht liegt und zu welchem Stufen hinaufführen, stauten sich die Menschenmassen. Der Saal, eine Arena, die Tausende von Leuten faßt, war bereits überfüllt. Hoch oben an der Eingangstüre erschienen »Sturmtruppen« in Uniform und Helm. Einer mit einem Horninstrument zur Verstärkung der Stimme, wie sie am Meer gebräuchlich sind, damit der Laut durch den Nebel sich forttrage, verkündete: »Kein Platz mehr! Alles umkehren! Unser Führer Hitler wird sprechen nach dieser Versammlung noch im Spatenbräu, Hackerbräu, Bürgerbräu, Augustinerbräu! Alles umkehren!« In die schwarze Masse vor dem Gebäude kam Bewegung, doch die wenigsten kehrten um, die meisten schickten sich an, die Stufen zu stürmen. Ich schwenkte meine Journalistenkarte über dem Kopf und rief, was ich konnte: Hier Presse! Sofort geschah ein Wunder. Hoch oben zog die Hitlergarde aus einer Seitentür ein Seil hervor, es schien das der Feuerwehr zu sein, ein Sturmtruppler faßte das Ende, viele ergriffen die Mitte, einer den Anfang, und so schlängelten sie sich mit dem Tau durch die Menschenmauer hindurch bis zu mir herunter. Sie banden mich mit dem Seil fest, oben rief ein Soldat: Ganze Kompanie los!, das Tau wurde angezogen und die Reise begann. Ich ward in großer Geschwindigkeit durch die Menschenmenge, der es selbst nicht gelang, auch nur um Schritte vorwärtszukommen, geschoben und gewunden, ohne auch nur anzustoßen, und in einer Minute war ich oben. Da hier erst recht nicht weiterzukommen war, holte der Sturmtrupp einen Stuhl und trug mich auf den Schultern durch den Saal. Ich sah von dieser Höhe unter mir nur Rauchschwaden, dazwischen rote, runde Köpfe und auf den Tischen graue, runde Steinkrüge. Der Sturmtrupp setzte mich auf das Podium, in unmittel-

bare Nähe unseres redenden und heftig gestikulierenden Helden und vor die Reihe der »Kollegen« von der Zeitung. Die Berichterstatter saßen über ihren stenographierenden Bleistift gebückt und lächelten; der Redakteur von der Münchner Neuesten ironisch, der von der Münchner Post giftig, der von der Münchner Zeitung sachlich. Mich riß die Rede unseres Helden sofort hin. Das Volk stand gebannt, regungslos, nur hie und da klapperte verstohlen ein Bierkrugdeckel, und zuweilen erschütterte ein orkanartiges Gelächter den ganzen Saal. Hitler sprach ungeheuer witzig; die Massen kannten ihren Führer ganz genau, wußten, was er jetzt sagen mußte und wie gut er den Gedanken in ihrer eigenen Brust ausdrücken würde. Sie lasen ihm die Empörung an den blitzenden Augen ab und die Würze des Witzes an den nicht mißzuverstehenden Handbewegungen. Hitler sprach immer einige Sätze in einem Schwung und schleuderte den letzten dieser Sätze unter das Publikum wie eine Kugel. Er ließ die Kugel rollen und die Leute begreifen, was er gesagt hatte. In den Sprechpausen wischte er sich den Schweiß von der Stirne und tat einen tiefen Schluck aus dem Bierkrug, der auf seinem Rednerpult stand. Die Menge applaudierte, daß es klang wie das Trommeln einer ganzen Flut von Hagelkörnern, und es war nicht zu unterscheiden, ob Hitler trank, damit die Leute klatschen konnten, oder ob die Leute applaudierten, damit Hitler trinken könne.

Ich schrieb über diese Versammlung keinen Bericht, sondern fing an, eine Reihe Aufsätze gegen die patriotische Bewegung und zur Verteidigung der Demokratie zu verfassen, die ich in einer Nürnberger Zeitung unter meinem Namen veröffentlichte. Als bald aber hatte die völkische Bewegung so bedrohliche Formen angenommen, daß selbst der einzelne sich fragen mußte, ob er diese Sache mit Ironie allein abtun könne. Nicht nur, daß die Bürger von Hitler ihre Rettung aus dem wirtschaftlichen Ruin erhofften, auch das Volk, selbst jenseits der bayerischen Grenze, ein großer Teil des wirklichen, arbeitenden Volkes feierte in ihm den zukünftigen Befreier. »Ernst zu nehmende Männer der Wissenschaft« hatten sich der allgemeinen Haltung angeschlossen und versuchten nun der »patriotischen« Bewegung ein theoretisches Fundament zu geben. Der Aufstand des ganzen Volkes, ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich und nur noch von dem Signal der Machthaber abhängig zu sein. Es kamen mir Bedenken, ob meine Stellungnahme nicht eine voreilige gewesen sei und ob eine solche Volksbegeisterung wirklich jeder tieferen Berechtigung entbehren könne. Eines Tages ging ich in die Redaktion der Völkischen Zeitung — den demokratischen Zeitungsbetrieb hatte ich schon im Sommer verlassen — und erkundigte mich, ob nicht irgend eine untergeordnete Stellung frei und zu besetzen sei. Zufällig war der Posten einer Stenotypistin zu vergeben. Die Prüfung auf meine Eignung hiefür wurde so vorgenommen, daß ich zehn Zeilen zu stenographieren und zehn Zeilen auf der Maschine zu schreiben hatte. Woher ich komme und wer ich sei, danach fragte niemand, geschweige denn, daß irgend jemand sich für meine Haltung zur Sache, in der ich künftig arbeiten sollte, interessierte. Die Meinung einer Stenotypistin in einer großen Redaktion ist völlig gleichgültig, die Schreiberin gehört zur Maschine, sie hat nur eine Funktion: die der Bedienung von Hebel und Taste.

Ich nahm die Stellung an, um zu erfahren, welche besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen, auf die ein Teil des deutschen Volkes so große Hoffnungen setzte, meiner Wahrnehmung bisher verborgen geblieben sein konnten. Über meine Tätigkeit in der Redaktion des »Beobachters« führte ich ein Tagebuch, in das ich, vom Tag meines Eintrittes an bis über den mißglückten Münchner Revolutionsversuch hinaus, einige wenige persönliche Beobachtungen, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse entstanden sind, eintrug. Sie mögen hier folgen:

[24. September]

Als ich um 8 Uhr morgens in die Redaktion kam, fand ich außer einigen Ordonanzen und kleinen Mädchen, welche die Räume mit dem Besen kehrten, noch niemanden vor. Zwi-

schen neun und zehn Uhr, je nach der Wichtigkeit ihrer Stellung früher oder später, kamen die Redakteure. Zumeist sind es junge Menschen von großer Formlosigkeit, mit der typischen Kellerhautfarbe der Redakteure; sie scheinen nie ausgeschlafen zu haben. Hinter allen Affekten, die zur Schau getragen werden, wie Zorn, Lustigkeit, »Vaterlandsliebe«, wird Nervosität allein streng verborgen. Anders und freier erscheinen nur Chefredakteur R., ein Deutschbalte, aristokratisch, ironisch, der »wertvollste Theoretiker« der Bewegung, und Herr E., der Adjutant Hitlers, ein jähzorniger, unwissender und naiver Knabe. Überhaupt war das erste, was mir auffiel — was ich erwartet, aber doch nicht in einem solchen Grade erwartet hatte — eine deutliche Sphäre der Naivität, die das Wesen der Menschen, ihrer Zeitungsgedanken und auch das Wesen ihrer ganzen »Idee« ausmacht. (Ist doch der Gedanke, die Menschheit wäre ohne Juden auch nur um einen Grad glücklicher, auch dann, wenn er das Heil nicht in einer gewaltsamen Lösung der Judenfrage erblickt, ein kindlicher). Vom ersten Augenblick an, als ich E. sah, war mir klar, daß die Art, wie diese Leute hier, den übelsten Instinkten des Volkes schmeichelnd, »Politik« trieben, nicht auf böser Absicht beruhe, sondern einfach auf Dämlichkeit, und daß auf sie alle Beyles Wort, es gebe immer nur Irrtümer des Verstandes und keine des Herzens, zutrifft. Da mir dies klar ist, da ich es für möglich halte, daß sie es ehrlich meinen und nur in ihrem Bewußtsein »ein Register zu wenig« haben, um das Unsinnige ihres Beginns einsehen zu können, so beabsichtige ich auch nicht, ihnen feind zu sein. Ich werde oft mutlos werden, das weiß ich, und mich entsetzlich fremd unter ihnen fühlen, aber vielleicht werden sich die Arbeiten, die ich hier zu erledigen habe, doch bewältigen lassen, ohne daß die Unfreiheit mir gegenüber allzu drückend würde. Für die Arbeitgeber werde ich immer nur eine undeutliche Kulisse im Hintergrund der Bühne sein. Eine Maschinschreiberin halten sie ja nicht für fähig, Wesen und Wert des Nationalsozialismus überhaupt verstehen zu können, und so würden sie mich, selbst wenn ich ihnen opponieren wollte, für ungefährlich erklären. Erst wenn ich ihnen in einer weniger untergeordneten Stellung begegnete, würden sie aufmerksam werden, mich als gefährlich empfinden und bemüht bleiben, meine Haltung zu diskreditieren. Denn jeder, der nicht »patriotisch« ist, gilt hier — wie überhaupt im ganzen heutigen bürgerlichen Deutschland — nicht nur als ein Idiot, sondern auch als unanständig.

[25. September]

Um neun Uhr bevölkert sich die Redaktion, das Telefon, ein großer Zentralapparat, beginnt in roten und gelben Lichtern aufzuglänzen, zu surren und zu klingeln, die Mädchen fangen an Maschine zu klappern, die Redakteure zu diktieren. Besucher strömen herein, stellen Fragen, Stimmengeschwirr setzt ein, Türeenschlagen und Durcheinanderlaufen. Die großen Räume füllen sich mit Menschen, ganze Kolonnen ziehen vom Flur in die Säle und wieder zurück, die Geräusche des Telephons, der Maschinen, der Rufe und Kommandos, dazwischen die untergeordneten der gerückten Stühle, der fallenden Scheren, der scharrenden Schritte, der zuknallenden Türen sind nicht mehr zu entwirren. Das ständige Klingeln des Telephons bleibt als Grundton. Wer nervös ist, entziffert mit verstopften Ohren sein Konzept. Draußen zieht Musik vorbei. Alles stürzt ans Fenster, die Fahne wird hochgezogen. Herrn E.s neues Rad wird durchgetragen; alles bewundert das Rad. Am Telefon bekommt ein Redakteur einen Wutanfall. Über einen Witz lacht schallend der ganze Raum. Ein Offizier des Oberkommandos — das »Oberkommando« befindet sich nebenan, doch die Offiziere halten sich mit Vorliebe in der Redaktion auf — fuchtelt mit dem Revolver. Eine Kleine schreit darüber entsetzt auf. Viele Offiziere, wahre Hünen, stehen in Haufen umher, machen schlechte Witze oder besprechen einen Regimentsbefehl. Auf den Bänken im Gang sitzen in langen Reihen die Besucher, die auf eine Audienz bei Hitler warten.

Wenn das Durcheinander so groß ist, daß zehn Fragen gleichzeitig an einen gestellt werden, dieser aber keine Zeit hat, auch nur eine Frage zu beantworten, wenn dieser nun net-

vös wird, so ergreift Nervosität auch alle anderen und die Atmosphäre scheint von Aufregtheit aller Art durchtränkt. Der Bewegungsraum wird immer enger, die Luft dick und schlecht, der Berg an Manuskripten wächst immer höher, die Zeit, die bis zum Abend bleibt, erscheint beängstigend kurz. Diese Situation symbolisiert das Wesen der Bewegung: Aufregung statt Leidenschaft. Man kennt nur Lautsein. Leidenschaft wäre still.

[27. September]

Ein Artikel entsteht auf folgende Weise. Redakteur W., laut schreiend, den Lärm übertöndend: »... der offene Verrat des Chefjuden Bernhard von der Vossischen Zeitung ist der Gipfelpunkt. . .«, sich unterbrechend: »Wo ist das Klischee für das Inserat, Meier? Mit diesem Brief heute noch in den Verlag! . . . Sie wollen heute Abend nicht sprechen, Holzinger? So sprechen Sie doch noch einmal über historische bayerische Juden, das Alte zieht immer wieder. . . Was sagte ich, Fräulein? Ach so: Gipfelpunkt. Bleiben Sie sitzen, Fräulein, das Telephon kann stundenlang klingeln, oder schlagen Sie den Kasten meiner wegen auch zusammen! Also: ist der Gipfelpunkt des Hohnes.« Herr E. erscheint in der Türe. »Wer hat meine Verbindung unterbrochen?« »Die Verbindung ist nicht unterbrochen worden, Herr E.« E., blaurot im Gesicht: »Die Verbindung ist unterbrochen.« Knall, die Türe zu. Herr W., sehr liebenswürdig: »Wo waren wir, Fräulein? Richtig: Hohnes. Haben nicht sämtliche jüdisch-demokratischen Blätter sich nicht genug tun können, vom passiven Widerstand. . .« Zwei Herren, die schon längere Zeit, interessiert lächelnd, zugehört haben, verbeugen sich leicht gegen Herrn W. »Was wünschen Sie, meine Herren? . . Sehr liebenswürdig, aber ich brauche nicht bis zum Punkt zu diktieren, ich komme nie aus dem Konzept. Die Herren sind amerikanische Journalisten? Ich habe leider gar keine Zeit, wenn Sie wirklich mit zwei Minuten zufrieden sind? Aber nicht länger, keinesfalls!« Herr W. bleibt zwei, zehn, zwanzig, dreißig Minuten verschwunden. Als er wiederkommt, sagt er: »Die Herren haben mich zum Abendessen eingeladen!« Eine Dame tritt herein. Sie trägt eine Ledermütze mit Kinnband, die wie ein Stahlhelm aussieht. »Heil und Sieg!« ruft sie und schwenkt die Arme, »ich möchte ein Bild von Hitler!« Herr E. erscheint: »Welches Bild, gnädige Frau, das mit den verschränkten Armen, das Brustbild, Kopfbild oder dies hier mit dem finsternen Gesicht? Auf diesem Bild hier, sehen Sie, ist der Schnurrbart am besten.« Die Dame verschwindet mit den Bildern. »Heil und Sieg!« ruft sie noch einmal an der Türe und schwenkt die Arme. »Eine begeisterte Anhängerin«, sagt Herr W., »also wo sind wir, Fräulein? . . . Passiven Widerstand zu schwärmen. Wer aber hat denn anders als die Vossische Zeitung den Dolch im Rücken der Ruhrkämpfer geschliffen? Hat man nicht Schlageter und seine Freunde als Verbrecher hingestellt und. . .« Ein kleiner, feister, hypereleganter Herr tänzelt herein. Er trägt weiße Gamaschen, lila Weste, ein Monokel. »Gestatten Sie, das Manuskript hier. . . heute Unterredung mit von Kahr. . . die Anmeldungen zum Reiterkorps«, flüstert er wichtigst. »Mit diesem Herrn, meine Damen«, sagt Herr W., als der kleine Herr gegangen war, »müssen Sie liebenswürdiger sein; es ist der Fürst von W., jener kühne Kavallerist, der Lille in einer Attacke, die er ganz alleine ausführte, mit einem Handstreich einnahm. Also weiter: . . Und hat die Vossische Zeitung nicht bei jeder unserer Abwehren aufgeschrien, als wenn im Rheinland eine Synagoge zerstört worden wäre?« Weitere Besucher kommen. »Herr Hitler ist nicht zu sprechen.« »Wir werden warten, bis Herr Hitler zu sprechen ist.« Ein großer, eleganter Herr tritt fröhlich lächelnd auf uns zu. »Ah, Herr Hofschauspieler U., darf ich bitten? Ein Mann an der Türe sieht forschend in das Durcheinander. »Ein Kriminalbeamter? Nein, wir sind für diese Schnüffler nicht zu sprechen!« Eine Dame bleibt schüchtern auf dem Gang stehen. »Sie sind Fräulein K., gnädiges Fräulein?« Als die Dame gegangen ist, tritt Herr W. an das Fenster und blickt ihr nach. »Das ist die berühmte Tänzerin K. gewesen, die sich mit ihren Beinen ihren Pelzmantel verdient hat«, sagt er zu Chefredakteur R., der der Dame ebenfalls nachsieht. Ein Offizier mit einer Haarmähne, die er in den Nacken zurückschüttelt, stürmt herein. »Wenn ich bitten darf, Herr Hauptmann, das Oberkomman-

do ist nebenan!« Ein Redakteur schreit zu Herrn W. hinüber: »Können Sie mir sofort achtzehn Milliarden pumpen, W.? Nicht? Wieviel dann?« »Eine halbe.« »Wer kann mir sofort achtzehn Milliarden gegen gute Deckung pumpen?«

Eine elegante, blonde Amerikanerin, um die sich sogleich die Offiziere des benachbarten Sturmtrupps scharen, kommt herein. »Darf ich an Sie einige Fragen stellen, Fräulein? Erstens: Ist Herr Hitler verheiratet?« »Nein.« »Zweitens: Was hält Herr Hitler von Amerika?« Die mir von Herrn W. inspirierte Antwort lautet: »Von der Wall-Street aus werden die Geschicke der Völker regiert, Amerika als Kulturnation hätte die Aufgabe, die dunklen Pläne des Judentums. . .« »Drittens: Was hält Herr Hitler von Japan? Viertens: Wie wird Herr Hitler von seinen Anhängern genannt?« Ratloses Schweigen. Herr Hitler hat keinen Spitznamen. »Sagen Sie einfach, der Wolf« wird mir zugeflüstert. »Herr Hitler, genannt der Wolf«, sage ich.

Auf einmal kommt von der Straße ein Mann in großer Aufregung gerannt. Er macht sich gewaltsam Platz, er weint und fängt einige Male vergeblich an zu sprechen. ». . . Ich bitte, nehmen Sie es doch in die Zeitung auf«, gelingt es ihm endlich zu sagen, »an wen soll ich mich denn wenden, wenn nicht an Sie! Vielleicht kann auch einer der Herren gleich mit an den Tatort gehen? — Das Wohnungsamt hat mir meine ganze Wohnung ausgeräumt«, fängt er plötzlich wieder an zu weinen, »die Möbel stehen seit gestern im Regen auf der Straße, wir wollten sie immer wieder hereintragen, da hat ein Polizist meiner Frau den Revolver unter die Nase gehalten. . .« Er weint fassungslos. ». . . Wir haben uns so auf das Kind gefreut, meine Frau war schon im fünften Monat, und nun hat sie vor Schreck einen Abgang bekommen, jetzt liegt sie im Krankenhaus, von was soll ich das denn alles zahlen?! . . . Die Möbel stehen im Regen auf der Straße!«, wendet er sich bittend an Herrn W. ». . . Diese Saujuden vom Wohnungsamt!« schreit er plötzlich, als sich niemand rührt. Herr E. erscheint in der Türe. »Es kommt in die Zeitung, beruhigen Sie sich«, sagt er und legt dem Mann die Hand auf die Schulter. »Wenn ich ein Kommunist wäre, könnt' ich die Polizei ja noch verstehen, aber so!«, sagt der Mann. Auf einmal reißt er sich zusammen. »Wenn Sie mir helfen — ich will mich auch in die Partei aufnehmen lassen!«

Ein leiser sanfter Griff Herrn E.'s am Ärmel des Mannes und er verschwindet mit ihm in die Anmeldeabteilung der Partei.

[2. Oktober]

Herr E., der Adjutant Hitlers, ruft mich zum Stenogramm. Auf seinem Schreibtisch liegt seine unbeantwortete Korrespondenz in Hunderten von Briefen, staut sich in großen Körben, füllt die Schubladen oder liegt auch auf den Stühlen, auf dem Boden. Zwischen den Papieren purzelt ein kleiner Bär herum (auch Hitler hat einen solchen Kinderbären erhalten), das Geschenk einer Dame an E., den dieser immer wieder mit viel Liebe, aber vergeblich auf die Briefwaage oder den Rand des Lampenschirmes setzt. Herr E. beginnt mit dem Zerreißen von Briefen und flucht dabei. »Der Schweinehund will mich nicht in den Verband aufnehmen, wartet nur, Ihr werdet schon noch hängen! . . . Ha, ha, ha, hören Sie, was hier steht: Hier in Legau wird verbreitet, Herr E. sei im Mai auf seiner Hochzeitsreise nach Berchtesgaden im Auto gefahren und zwar auf Parteikosten! Schreiben Sie, Fräulein, daß ich erst im Juli Hochzeit hatte, und daß ich den Burschen wegen Beleidigung verklagen werde!«

E. wird persönlich: »Wo sind Sie her, Fräulein? Wie kommen Sie zu uns? Sie haben unsere Anschauungen? Nicht?? Aber, liebes Fräulein, besuchen Sie unsere Versammlungen, lesen Sie den Beobachter, wir zählen doch schon eine Menge Damen zu unseren Anhängern! Sind wir Ihnen vielleicht zu aggressiv? Sind Sie vielleicht gar Pazifistin? . . . Sie wollen Ihre Gründe einmal ausführlich darlegen? . . . Nun gut, ich werde mich schon noch mit Ihnen befassen. Seien Sie, bitte, nur solange diskret, bis Sie sich unsere Anschauungen angeeignet haben!« Herr E. diktiert: »Werte Parteigenossen! Leider können wir Ihnen dies-

mal unseren Vikar Dr. P. als Redner nicht schicken, da Herr Dr. P. von seinem Bischof den strikten Befehl erhalten hat, sofort ins Westfälische zurückzukehren. — Warum lachen Sie, Fräulein? — Ich verstehe, über die Vorsicht der Bayerischen Volkspartei! Ich sehe, an Ihnen ist doch noch nicht Hopfen und Malz verloren! — Da wir einen anderen geistlichen Herrn zur Zeit nicht besitzen, schlagen wir Ihnen vor, statt eines Redners ein Flugblatt hinauszugeben. Mit treudeutschem Heilgruß, Ihr . . .«

[3. Oktober]

Vor einigen Tagen geschah das Folgende: Als ich von der Mittagspause ins Büro zurückkam, empfing mich E. mit hochrotem Kopf und schnaubend vor Aufregung: »An die Maschine!« Er stürzte im Zimmer umher, die Rockschoße flogen. Alle Türen und Fenster waren aufgerissen, außer E. und mir war niemand im Saal, ich spürte, es war etwas ganz Besonderes vorgefallen. »Schreiben Sie: Antisemiten! Nationalsozialisten! Deutsche! Der Tag ist da, den wir prophezeiten! Der Ruhrwiderstand ist gebrochen! Nun gilt es, sich in den Kampfverbänden zusammenzuschließen! Unser Führer Adolf Hitler — gesperrt schreiben: H i t l e r! — wird sprechen in vierzehn großen Massenversammlungen über den Verrat, nein, schreiben Sie, den schändlichen, nein noch einmal, den verruchten, schändlichen Verrat — gesperrt schreiben. . .!« Hinter dem schreienden und heftig gestikulierenden E. taucht plötzlich ein Mann in gelbem Gummimantel auf. Es ist Hitler selbst. »Dieses dreimal, als Plakat, als erste Seite für den Anschlag und in die Zeitung! Darüber meine Photographie und mein Name dick gedruckt darunter!«, brüllt er, lauter noch als E., aber mit tiefer Stimme und mit Gebärden, als wolle er den ganzen Raum durchfegen. Blitzartig, wie er gekommen, war er wieder verschwunden. Unten hupte das Auto, ein neuer grauer Benzwagen, und staute sich das Volk. »Heil, Heil, Heil!« dröhnte es an den Häusern empor, drang in die Straßen hinein. Herr E. beugte sich zum Fenster hinaus, stand dort einen Augenblick stolz in der Sonne und kehrte dann zum Diktat zurück. Man glaubte, am Vorabend großer Ereignisse zu stehen; Hitler hoffte wohl damals schon, Diktator zu werden. Aber über Nacht wurde Herr von Kahr zum Generalstaatskommissar für Bayern ernannt.

[4. Oktober]

Von heute ab bis einschließlich 14. Oktober sind »wir« verboten. Schon vor einiger Zeit gab der Reichswehrminister Befehl, das Blatt wegen Beleidigungen der Reichsregierung zu verbieten. »Wir« kümmerten uns nicht darum, druckten ruhig weiter, auch dann noch, als die Druckerei von Reichswehr besetzt wurde. Nun erschien neuerlich im Inseratenteil der Zeitung ein Aufruf: »Artilleristen, macht euch feuerbereit!«, worin eine politische Gefährdung des deutschen Volkes erblickt wurde. Das Inserat war sehr fett und jedem Bürger, der mittags friedlich bei der Suppe den Beobachter las, erstarrte der Löffel in der Hand. Das Inserat war vom Leiter der Kampfverbände in die Zeitung gegeben worden und, wie der Chefredakteur den ganzen Vormittag lang der Polizeidirektion beteuerte, »nur in der Korrektur« übersehen worden. »Wegen eines Inserates ist also der völkischen Bewegung auf zehn Tage verboten, ihre Anschauung zu vertreten.« Herr E. jedoch, der derjenige war, der den Aufruf bei der Korrektur »übersehen« hatte, machte dem Adjutanten des Kampfbundes, der das Inserat nur übergeben hatte und also an dem Vorfall ganz unschuldig war, Grobheiten: »Das kommt davon, Ihr dummen Kerle, daß Ihr das Maul wie immer zu voll genommen habt, womit man es nicht macht!« — Die Gefühle in der Redaktion über das Verbot sind nun geteilt. Einesteils ist man bedrückt, daß »das Organ in der wichtigsten Zeit zum Schweigen verdammt ist«, andererseits kann man nicht umhin, eine solche Ruhezeit persönlich angenehm zu empfinden.

[8. Oktober]

Was die Ehrlichsten unter den »Führern« betrifft, zu denen auch der Gründer der Partei, ein Arbeiter, ein sehr schlichter Mann, gehört, so bin ich überzeugt, daß sie das Beste des

Volkes wünschen, und daß sie auch, von sich aus gesehen, die »Wahrheit« wollen (d.h. die Schuldigen an unserem Elend erkennen und bestrafen wollen). Sie mißbrauchen jedoch die Wahrheit, trotzdem sie von nichts anderem als von »Wahrheit« sprechen, weil sie im Grunde die Zufriedenheit, das Brot der Leute meinen und diesen Gesichtspunkt auch auf Kosten der Wahrheit festhalten. Sie können die Wahrheit nur insoweit wollen, als sie nützlich ist und dem Glück zu dienen scheint. Von solcher Art sind übrigens viele Menschen, voran alle Politiker. Ja, es bestimmt geradezu den Unterschied des politischen vom nicht-politischen Menschen, ob und inwieweit er dazu neigt, das Nützliche für das Ideal des Guten zu halten. Der in diesem Sinn politische Mensch ist der Bürger gemeinhin. Er bezieht alle seine Handlungen auf ein Gutes, meint aber das Angenehme. Nein, nein! »Wer den Staat wie den Leib liebt, dem lasse man den Staat!«

[18. Oktober]

Gestern erlaubte sich Chefredakteur R. (der übrigens noch der maßvollste und verantwortungsbereiteste unter den Redakteuren ist) über den Grafen P., einen alten, erfahrenen Juristen, der die einleuchtende Ansicht geäußert hatte, ein Jurist habe sich jeder politischen Meinung zu enthalten, die Bemerkung, der Graf sei nicht einmal wert, eine Schreiberstelle einzunehmen, wenn er sich nicht zuerst die Frage vorlege: Wie liegt der Fall vom deutschen Standpunkt aus?

Diese Sinnesverwirrung ist allen Patrioten gemeinsam. Die Leute sagen: Der Theaterdirektor X. taugt nichts. Einwurf: Er ist ein ausgezeichnete Regisseur. Antwort: Er taugt nichts, weil er nicht deutschgesinnt, wahrscheinlich sogar von jüdischer Abstammung ist!

[20. Oktober]

Die Politik Bayerns wird immer offener separatistisch. Die diplomatischen Beziehungen zu Sachsen sind bereits abgebrochen, und mit dem heutigen Rebellen-Spiel eines meutern-den Generals, der die Befehle der Reichsregierung in Bayern einfach nicht ausführt, scheinen die militärischen Beziehungen zum Reich gelöst und der erste Schritt zur Separation getan. Hitler, der nicht Separatist ist, aber ebenfalls die Reichsregierung beseitigen will, nur mit der Losung »Auf nach Preußen!«, nicht mit der der Separatisten »Los von Preußen«, ist somit an einen toten Punkt seiner »Politik« gelangt. Vermutlich wird er nun Herrn von Kahr von der Notwendigkeit seiner Diktatur, seines »Auf nach Preußen, mit den geeinten Kampfverbänden auf nach Preußen!« zu überzeugen versuchen. Welcher Irrsinn, welche Verbrecher! Mit dem Gewehr wird die Rettung kommen! Gewalt hurra, Bürgerkrieg hurra! Gewalt in Spanien, Italien, Ungarn, Bayern, hurra, hurra! Wie geistlos ist dies alles! Wie sie sich fürchten, die Ertrinkenden! Jeder hat Angst, greift nach der nächsten morschen Planke und stößt den anderen in das Wasser, wenn nur er gerettet wird. Darum tut jeder Staat in Deutschland, was er will, und maßt sich ein Demagoge an, der Berufene zu sein. Es ist wahr, das Verhängnis, daß ein ganzes Volk vor dem Verhungern steht, schreit nach einer erlösenden Tat. (Heute gingen die Leute mit leeren Händen aus den Bäckerläden heim, weil sie eine Milliarde Mark für ein Pfund Brot nicht zahlen konnten.) Aber muß es denn eine solche Tat sein! Wieviel stärker, umsichtiger könnte geholfen werden, wenn nur jetzt alle die Reichsregierung stützten, statt jede ihrer Entschlüsse, bevor sie noch ausgeführt werden kann, zu sabotieren — wenn jeder nur ein wenig opfern wollte, statt zur Macht zu streben! Wenn Hitler die Regierung bekämpft, so geschieht das nicht aus Gründen einer sittlicheren Politik, als es die separatistische ist. Dahinter blickt der Neid und der Ärger hervor, daß man nicht selbst der Erste in Rom ist!

[28. Oktober]

Heute war ein Spanier da, ein fanatischer Revolutionär, der von dem Umsturz in seiner Heimat Kunde brachte. Er wurde wie ein Fürst empfangen und saß im Zimmer des Chefredakteurs. R. hatte mich rufen lassen, damit ich Wichtiges aus der Erzählung des Spaniers mitstenografiere. Beide Herren rauchten Zigaretten. »Nun, wie ist das: Revolu-

tion! War es schwer?« fragte R. vorsichtig. Er lächelte ironisch und tat sehr gleichgültig, ich merkte aber, daß er sehr interessiert war. Der Spanier lachte und erzählte in gebrochenem Deutsch. »... General Rivera, ehemaliger Militärgeneral von Catalonien, hatte von Barcelona aus eigenmächtig den Kriegszustand erklärt und die Regierungsgewalt ergriffen. . . Dem König wurde die wichtige Nachricht überbracht, als er gerade in San Sebastian einem Konzert beiwohnte. General Rivera kam nach Madrid und die Menge jubelte ihm zu: Nieder mit dem Parlamentarismus, nieder mit den Berufspolitikern! Hoch die Ordnung! Hoch die Erneuerung! Der Kriegszustand wurde über das ganze Land verhängt, es folgte eine Reihe wichtiger Erlässe. Das neue System eroberte das Herz aller. Nach acht Tagen war der Brotpreis bedeutend gesunken.« »Wie? Der Brotpreis war bedeutend gesunken?«, fragte R. gespannt. »Er war bedeutend gesunken«, fuhr der Spanier fort. »In jedem Ministerium leitete der älteste und bewährteste Beamte den Dienst, neue Minister wurden nicht bestimmt. Die Zivilbehörden und Bürgermeister wurden abgesetzt und meist durch höhere Offiziere ersetzt. Rivera schloß das Parlament und schickte die Abgeordneten nach Hause.« Chefredakteur R. lachte befriedigt. »Es existieren einige köstliche Anekdoten von der Revolution«, sagte der Spanier. »Zum Beispiel, wie Rivera Diktator wurde. Der Ministerpräsident telephonierte an General Rivera, als dieser noch in Barcelona war: In Anbetracht der vorgekommenen revolutionären Ereignisse gebe ich Ihnen den guten Rat, noch in Ehren Ihre Demission einzureichen. Rivera rief lakonisch zurück: Sie irren sich, ich werde nicht meine Demission einreichen, sondern Sie absetzen.« »Was ja dann geschah!«, lachte R. »Oder hören Sie die Geschichte von den Abgeordneten«, sagte der Spanier. »Als sie nach Hause geschickt wurden, wollten sie noch von ihrer Freifahrtkarte 1. Klasse Gebrauch machen. Die Bahnbeamten erklärten ihnen jedoch, daß sie keine Abgeordneten mehr seien, worauf sie alle zusammen zum Protest 3. Klasse nach Hause fuhren.« Während der Erzählung des Spaniers schien es mir, als werde es dem Chefredakteur immer leichter und freier zu Mute. Er stand auf, schüttelte dem Spanier die Hand. Seine Ironie war geschwunden. Er sagte nicht: Spaniens Revolution wird uns ein Ansporn sein, aber es sprach aus dem Blick, mit dem er dem fremden Herrn, ihn zur Tür geleitend, bedeutsam in die Augen sah.

[1. November]

Wenn E. aus Wut über eine neue Verordnung der Regierung in das Telefon ein ordinäres Schimpfwort hineinschreit, wie gestern: »Herr von Kahr ist ein A. . . .« und das auch noch »kämpfen« nennt, wenn Redakteur W. einem halbverhungerten Künstler verspricht, ihm eine holzgeschnitzte Figur abzukaufen, sein Wort aber nicht hält, und sogar, als ich die Figur dann kaufe, den armen Teufel noch zu übervorteilen versucht (wie gestern), obwohl ein Glas Schnaps, das er täglich trinkt, erheblich mehr kostet, — wenn alle diese Leute hier mit Indianergeheul ständig auf der Suche sind nach dem »wahren Schuldigen« an unserer Not, sich selber aber nie eine Schuld eingestehen wollen; wenn in diesem politischen Theater alle Gefühle durch übertriebene Gesten verkitscht, Kraftmeiereien für Stärke gehalten, Menschen durch Phrasen glücklich gemacht und Vaterlandsliebe mittels eines hysterischen Demagogenwillens und der »eisernen Diktatorenfaust« hergestellt und gezüchtet werden soll (dies alles aber unter der Devise der Erneuerung und Freiheit); wenn alle diese Leute hier, zwar nicht als Einzelne, aber weil sie typisch für das ganze heutige bürgerliche Deutschland sind, ernst genommen werden müssen, wenn niemand mehr selbst denken und etwas opfern und Verantwortung tragen will, wenn keiner mehr neben dem andern geachtet und unbeschadet in seiner Menschlichkeit bestehen kann, — wenn so ein frischer, schöner Herbsttag nach dem anderen von der Wichtigtuerei dieser Spießer zerstört, und diese ganze Zeit, mit der sich so viel anfangen, in der sich so viel aufrichten, vieles lieben ließe, von der Häßlichkeit des Tages aufgesogen wird, wenn wir alle nur noch um unserer bloßen Existenz, um unseres Leibes willen, zu leben scheinen, — wenn die ganze Welt so völlig verloren ist und überall so wenig Liebe und solche Geistlosigkeit trium-

phiert, und dies alles keine Schuld mehr, sondern einfach das Ende, Verhängnis, Auflösung ist —: wie, um Gottes Willen, ist dann noch zu glauben, daß alles, was Menschen tun, alles Streben und alle Qual, seien sie erhaben oder lächerlich, seien sie der Ärger über die Fliege an der Wand oder die Angst vor dem ewigen Leben, aus demselben Grunde, aus derselben Unruhe kommt, die auch in aller »Unruhe zur Oberfläche« immer die eine ist: die Unruhe zu Gott!

[8. November]

»Die Revolution.« Abends sechs Uhr erhielt ich die Mitteilung, zur Herstellung einer »Nachtausgabe« der Zeitung um zehn Uhr in die Redaktion zu kommen. Ich ging hin, auf dem Tisch lag ein feuchter Zettel: »Im Bürgerbräukeller wurde soeben die deutsche Nationalregierung proklamiert! Die Regierung der Novemberverschöckter in Berlin ist für abgesetzt erklärt.« Die Redakteure gebärdeten sich, als seien sie verrückt geworden. Sie hatten rote Ohren und bleiche oder auch erhitzte Gesichter. Des alten Herrn St.s Stimme war überlaut und überschlug sich, besonders wenn er telephonierte. Redakteur W. fuchtelte mit dem Revolver, drohte allen seinen Feinden mit dem Strick und erklärte, von der Revolution längst gewußt zu haben, doch sei seine Diskretion außer Zweifel gestanden. Die Redakteure waren fast sämtliche angeheitert, auf den Tischen klebte der verschüttete Schnaps. Man holte neuen Wein und Delikatessen, erhob die Gläser zum Wohl des »neuen Staates« und begann mit brechender Stimme die Artikel für die erste Zeitung der »neuen Zeit« zu diktieren. Ubrigens schrieb sie fast allein der alte St. Die anderen Redakteure fuhrten die ganze Nacht hindurch mit dem Auto zum Bürgerbräukeller und wieder zurück zur Redaktion, der »Etappe«. Der alte St. ging im Saale auf und ab, in seiner ausgedienten österreichischen Uniform, mit feuchten, blinzelnden Augen. Er fuhr sich mit den Händen verzweifelt durch die weißen Haare, daß sie in die Höhe gestäubt stehen blieben: er war vor Freude nicht imstande, einen Gedanken zu fassen. Schließlich sagte er mit zitternder Stimme: »Liebes Kind, schreiben Sie: Deutschland erwacht aus seinem wüsten Fiebertraum, eine neue große Zeit bricht in strahlendem Glanze durch die Wolken, die Nacht lichtet sich, es wird Tag, stolz erhebt sich wieder das Symbol deutscher Macht und Größe, der Aar! . . .«

Ich schrieb die ganze Nacht hindurch für den alten St. die Zeitung und nahm die Meldungen am Telefon ab, das sich ununterbrochen meldete. Merkwürdigerweise wußten die Städte Nürnberg, Stuttgart, Augsburg usw. schon genau über die Vorgänge in München Bescheid, sie freuten sich und hielten ihre Sturmtruppen abmarschbereit. Um elf Uhr kam Chefredakteur R. und brachte den ersten Bericht über die Reden Hitlers und Ludendorffs im Bürgerbräukeller. Er las ihn mit erhobener Stimme vor: » . . . Ebert wird für abgesetzt erklärt. In München wird eine bayerische Nationalregierung gebildet. Eine deutsche Nationalarmee wird aufgestellt. . . Der Marsch nach dem Sündenbabel Berlin muß angetreten werden. (Tosender Beifall). Es gibt für uns nur eines: entweder wir haben morgen eine deutsche Nationalregierung, oder wir sind tot. . .« Ich stenographierte in fliegender Eile, schrieb wie eine Wahnsinnige Maschine, um vier Uhr morgens war dies zu Ende, um fünf Uhr die Zeitung fertig. Fortwährend telephonierten Berichterstatter über die Vorgänge im Bürgerbräu, im Regierungsgebäude und in den Straßen, Parteigenossen fuhrten im Auto vor und teilten ihre Beobachtungen mit. Von der Straße herauf dröhnten die Heilrufe.

Meiner hatte sich allmählich eine große Traurigkeit bemächtigt, die ich mir selbst nicht ganz erklären konnte. Ich sah diese kleinen gestikulierenden Leute, und mir widerstrebte die Leichtfertigkeit, mit der sie das Spiel bereits gewonnen glaubten. Ich wußte, daß vom Bürgerbräukeller aus keine Revolution zu machen sei und sprach das auch zu Fräulein D. aus, die mit mir Dienst hatte. Zugleich aber war in mir eine große Angst, es werde nun die nationalsozialistische Armee in Bewegung gesetzt werden, um gegen den Norden, gegen die Sozialisten, gegen die Menschen der anderen Überzeugung vorzugehen.

Unter dem angetrunkenen und schreienden Haufen der Redakteure und Parteigenossen, die sich gegen Morgen mehr und mehr in der Redaktion einfanden, befand sich auch, als einziger, ein Offizier, dessen Ernst seltsam von der überlauten Fröhlichkeit der anderen abstach. Er rauchte stumm eine Zigarette nach der anderen und lächelte kaum. Er ist andern Tags erschossen worden.

[9. November]

Frühmorgens war an allen Ecken und Säulen der Stadt angeschlagen: »Ehrgeizige Gesellen und Verräter haben es unternommen, die Regierung zu stürzen und Herrn von Kahr mit der Pistole gezwungen, sich ihnen anzuschließen. Ich erkläre jedoch. . . gez. Dr. M.« Ganz München, das am Abend vorher im Bürgerbräu den Handschlag der beiden Feinde gesehen und Freudentränen über ihre Versöhnung geweint hatte, die Rede Kahrs gehört und in »tosenden Beifall« ausgebrochen war, weil er »als Statthalter der Monarchie die Leitung des bayerischen Staates« übernehmen wollte, war erschüttert, vor den Kopf geschlagen, ungläubig und empört.

Ich hatte die Redaktion erst um 6 Uhr morgens verlassen und war um 9 Uhr wieder gekommen; von da an bis in die nächste Nacht hinein nahm ich am Telephon die Meldungen ab. Die Anfragen jagten sich, es war, als erwarte ganz München und, darüber hinaus, das ganze Land von der Antwort die Entscheidung über sein Schicksal. »Was ist geschehen? Wie hat Kahr über Nacht die Gewalt gewinnen können? Wo ist unser Führer, unser Held? Wie wird Kahr nun seine Macht über Hitler gebrauchen?« riefen die Frauen. »Der Anschlag der Regierung ist eine Maßnahme ihrer Klugheit. Es ist nur ein Proforma-Verfahren dem Ausland gegenüber. Hinter der Proklamation hält sich die Einigkeit unserer Helden verborgen«, telephonierte die Männer. »Hitler ein Verräter, nie und niemals! Kahr ist der Verräter! Hitler, unter Hitler, mag Hochverräter sein, Kahr ist Verräter am Freund, wieviel schlimmer ist dies!« schrien Frauen und Männer durcheinander.

Um die Mittagsstunde setzte eine ungeheure Verwirrung ein. Immer noch glaubten die meisten an das Gelingen der Revolution und erwarteten stündlich den Abmarsch der Sturmtruppen gegen Norden, zunächst gegen Sachsen. Väter und Söhne hatten das Haus in der Frühe mit Waffen verlassen, waren mittags nicht heimgekehrt, und die Frauen wußten nicht, wohin sie gegangen waren. »Wo ist mein Mann, wo ist mein Sohn? Wir haben Musik gehört, zieht man schon gegen den Feind?« riefen sie. Um ein, zwei Uhr erhöhte sich die Angst um den noch nicht heimgekehrten Gatten und Vater.

Lange bevor noch das Morden an der Feldherrnhalle stattgefunden hatte, tauchten schon Gerüchte auf: »Ist es wahr, daß Hitler und Ludendorff tot sind und alles verloren ist?« Dazwischen liefen »günstige Medungen« aus anderen Städten ein, Freudenschreie über den vermeintlichen Sieg Hitlers in München. Erst um 3 Uhr kamen die offiziellen Nachrichten über Hitlers Demonstrationszug: Singend seien die Sturmtruppen durch die Stadt gezogen, mit Deutschlandlied und wehenden Fahnen. Plötzlich eine Salve. Von wem? Warum? Hauptmann Sch. ist tot, Dr. R. von acht Kugeln durchbohrt, als er Ludendorff schützen wollte. Ludendorff wird ohnmächtig, sein Begleitoffizier läuft in die nächste Apotheke und heult dort wie ein junger Hund. Hitler, am Arme verwundet, entflieht im Auto. Seine Truppen sind im Augenblick in alle Winde verstreut.

Bis um vier Uhr hatten alle Frauen von der Verwundung, dem Tod des Sohnes, Bruders, Gatten, erfahren. Viele Stunden, bis in die Nacht, weinte eine Frauenstimme nach der anderen durch das Telephon in mein Ohr. Manche Menschen haben vielleicht schon eine schluchzende Stimme telephonieren gehört. Dieses Klagen vieler Frauen aber war, als sei das Telephon selbst zu einer einzigen weinenden Stimme geworden, als weine das Weinen irgendwo im Raume ganz allein über Felder und Höfe hinweg, als stünde hinter dem Telephon die Verzweiflung selbst in eigener Gestalt, und aus ihrem Munde ströme der Schmerz aller Mütter der Welt. Keine andere Stimme kam gegen die Klage der Mütter mehr auf.

Das rote, das gelbe und das grüne Licht, jedes bedeutete einen anderen, tieferen Schmerz. Ich starrte auf das rote Licht und wagte nicht, den Hörer in die Hand zu nehmen und Antwort zu geben: Der Sohn ist tot. Aber das rote Licht wich nicht, flammte und forderte. Ich sagte es: Der Sohn ist tot! Das rote Licht verblaßte vor dem Schrei, der die Leitung zerriß. Ich verband mein Ohr mit dem grünen Licht und war froh, die helle Stimme eines Offiziers zu hören. Aber plötzlich war es, als hänge sich eine andere Stimme in die helle ein, als ginge sie in helles Weinen über, als verschlinge die klagende Stimme alle anderen, die es wagten, sich diesem Jammer gegenüber noch zu melden.

Erst am Abend kam der amtliche Bericht, die Totenliste: Achtzehn trockene Namen. Wir kannten sie alle, die nun tot waren, und zwischen der Aufzählung jedes Namens stockte der Herzschlag. Der eine oder andere der Gefallenen war gestern noch hier gewesen, hatte sich als Held gefühlt und mit dem Revolver gefuchelt.

[13. November]

Die Redaktion und der Verlag sind polizeilich versiegelt, die Schriften — soweit sie nicht in Sicherheit gebracht, z.B. beim Nahen der Polizei zum Fenster hinaus in den Hof geworfen und dann rasch zu einem befreundeten Kaufmann getragen werden konnten — teils verbrannt, teils beschlagnahmt worden. Die Säle sind leer und schmutzig, auf dem Boden liegen zertrümmerte Gegenstände, die niemand aufhebt. Im übrigen gleicht das Büro jetzt eher dem Wartezimmer eines Zahnarztes als einer Redaktion. Auf den Bänken sitzen in langen Reihen die aus den Wäldern der Umgebung zurückgekehrten »versprengten Truppenteile« mit den unglücklichsten, nächtledurchwachten und zum Teil auch verbundenen Gesichtern. Die Leute erzählen einander sehr lebhaft, man sieht, daß nur die Erregung über das Geschehene sie noch aufrecht hält. Hitler sei in der Villa seines Freundes am Staffelsee eingefangen und in das Untersuchungsgefängnis Landsberg eingeliefert worden. Wie habe er nur so ungeschickt sein können, sich in einer Villa zu verbergen, die jedermann bekannt sei! Ein Parteigenosse habe gestern den Begleiter Hitlers im Krankenhaus besucht und erzählt, der treue Bursche habe geäußert, er ließe sich für Hitler gern noch das andere Bein amputieren! Auf die Regierung häufe sich ein unbeschreiblicher Haß. Man habe von Ehefrauen gehört, die sich scheiden lassen wollen, weil ihre Männer das Vorgehen der Regierung billigen. Kahr selbst wage nur noch in einem riesigen Panzerauto, aus dem sechs oder acht Maschinengewehre starren, auszufahren. In der Reichswehr komme es zu Meutereien, weil alle Soldaten »innerlich für Hitler« seien; viele könne man nur noch durch Bestechungsgelder dazu zwingen, Kahr zu dienen. In allen Straßen der Stadt käme es zu fortwährenden Beschimpfungen und Tätlichkeiten zwischen Zivilisten und den »im Solde der Regierung stehenden Verrätern«.

Plötzlich ertönt auf der Straße ein Schuß. Alles stürzt ans Fenster. Zwischen den Stacheldrähten und den militärischen Wachen hindurch ziehen singende Studentengruppen. Eine riesige Menschenmenge sammelt sich an, die Leute stehen bleich, mit wutverzerrten Gesichtern, nur manchmal schütteln sie die Fäuste gegen den Himmel. Die Soldaten an den Stacheldrähten stehen unbekümmert um die Flüche, die auf sie niederfallen. Ein »Parteigenosse« erzählt mir, daß vorgestern in die Demonstrationzüge der Studentenverbände hineingeschossen worden sei. Die jungen Leute hätten jedoch das Hitler-Lied angestimmt und wären weiter marschiert; sie hätten sich das Hemd vor der Brust aufgerissen und ihren Körper der Mündung der Pistolen ausgesetzt. Daraufhin sei die Universität geschlossen worden. Auch in unsere Redaktion habe sich noch eine Kugel verirrt, doch sei dafür auch »die Giftküche am Altheimereck«, die Redaktion der Sozialisten, von den Nationalsozialisten vollständig zertrümmert worden.

Am Nachmittag wird die Redaktion von der Polizei besetzt. Zuerst kommen Kriminalbeamte, welche alle Personalien der Anwesenden aufnehmen; sie verschwinden wieder, gehen in unsere Privatwohnungen und suchen in den Schubladen nach »verdächtigem Mate-

rial«. Während dieser Zeit kommt die Landespolizei und hält uns in der Redaktion bis zum Abend gefangen. Die Soldaten stehen in einer langen, unbeweglichen Reihe, bewaffnet und mit Stahlhelmen, auf dem dunklen Gang, lassen jeden in die Redaktion hinein, aber niemanden mehr heraus. Redakteur W. schlüpft herein und erzählt lachend, wie er eben die Kriminalbeamten genasführt habe. Die Redakteure sind zum Teil auch verhaftet, nur die gewandtesten unter ihnen sind noch auf freiem Fuß; diese spielen mit Talent »Auf der Flucht vor Sherlock Holmes«, manchmal abends sieht man sie im Nebel unter den Laternen laufen. Sie müssen jede Stunde den Aufenthaltsort wechseln, wenn möglich auch ihr Äußeres, die Kleidung verändern und die Nacht außerhalb der Stadt verbringen. Chefredakteur R. wurde gestern von der Polizei gesucht. Ich fuhr, um ihr zuvorzukommen, rasch mit dem Auto fort, R. zu warnen, und finde ihn, wie vermutet, im Hause des Freiherrn von X. Der Freiherr führt mich, auf den Zehenspitzen gehend, in einen Verschlag hinter eine Tapetentüre. Hier sitzt R. auf einem wurmstichigen Kanapee in der Kälte, schlotternd, um ihn herum duften auf Regalen Winteräpfel. Ich sage: Die Polizei wird in zwei Minuten hier sein. R. nickt gelassen und blickt auf das Fenster, das auf den Garten geht. Auf der Treppe, beim Hinuntergehen, stürmen auch schon die Kriminalbeamten an mir vorbei in die Wohnung. Aber R. ist, wie ich höre, noch rechtzeitig durch das Fenster entflohen.

[15. November]

Ich saß in dem Zimmer des früheren »Oberkommandos«, das nun menschenleer und ausgeräumt war, an der Schreibmaschine und wartete. Herein kam ein Offizier mit verbittertem Mund und sagte: »Es ist notwendig, daß ich einen Bericht über die wahren Vorgänge der Revolution diktiere.« Bevor er noch beginnen konnte, erschien im Rahmen der Türe der mächtige, rote Kopf des alten Herrn D. E., des »größten Dramatikers der Gegenwart«. Er war ein alter Anhänger der Partei und hatte für die völkische Bewegung sein ganzes Vermögen geopfert, zuletzt sogar den Erlös seines verkauften Bücherschranks. Als D. E. den Offizier im Saale stehen sah, schien es, als würde sein Kopf noch einmal so rot und groß. »Sie haben hier nichts mehr zu suchen — die Offiziere sind an allem schuld!«, sagte er mit von Zorn erstickter, gereizter Stimme zu dem Hauptmann. Dieser ging mit großen Schritten auf die Türe zu, zog D. E. an den Schultern in das Zimmer, warf die Türe ins Schloß und riegelte von innen ab. Die beiden Gegner standen sich, einander stumm mit den Augen messend, aber in so drohender Haltung gegenüber, daß ich fürchtete, sie würden im nächsten Augenblick tötlich werden. Auf mich hatten sie völlig vergessen. Es geschah jedoch nichts von dem, was ich befürchtete. Der Offizier sagte, indem er gedankenlos auf das kahle Haupt des Dichters blickte: »Ich schone Ihre weißen Haare, Herr D. E.« und dann, zu mir gewendet: »Sie, Fräulein, werden mir Zeuge sein, wenn ich den Herrn verklage.« D. E. ging mit schweren Schritten. Der Offizier seufzte tief auf und begann zu diktieren: ». . . Auf den größten deutschen Feldherrn Feuer aus deutschen Gewehren!! Rechts und links fallen die Menschen. Hitler durch Fall verletzt. Ludendorff erhebt die Hand und geht ruhigen Schrittes auf die feindlichen Maschinengewehre zu. Er wird empfangen: 'Exzellenz, ich bedaure unendlich', Ludendorff: 'Seien Sie ruhig, mit einem Verräter spreche ich nicht.' Ludendorff soll ein Personenauto besteigen, während seine mit ihm gefangenen Offiziere auf einem Lastauto weggefahren werden sollen. Ludendorff lehnt ab: 'Wenn Sie für meine Offiziere nicht auch Personenautos haben, fahre auch ich auf dem Lastauto.' Im Kriegsministerium wird er von einem höheren Offizier wieder mit den Worten des Bedauerns empfangen: 'Exzellenz, es ist mir ganz furchtbar', Ludendorff: 'Sie Verräter, schämen Sie sich und nennen Sie mich nicht Exzellenz, auch nicht General. Ich bin Ludendorff, genau so viel wie jeder anständige Deutsche!'. . . Später wurde Ludendorff freigelassen. Er hat offen erklärt, daß er nicht daran denke, den Glauben an die völkische Bewegung aufzugeben. Unter den Gefallenen befand sich auch der treue Diener Ludendorffs, welcher am Dienstag, den 13. November, bestattet wurde. Ursprünglich

hatte die augenblicklich bestimmende Gewalt General Ludendorff untersagt, bei der Beisetzung des treuen Dieners zugegen zu sein, schließlich wurde dieses Verbot zurückgezogen. Am Grabe legte General Ludendorff nochmals das Bekenntnis zur völkischen Bewegung ab und versprach, ihr mit aller seiner Kraft auch fernerhin zu dienen. . . .«

[16. November]

Ich trat auf die Straße und sah gerade, wie ein bescheiden aussehender Bürger einem grünen Polizeisoldaten, der in der Schellingstraße im Dienste der Regierung Wache halten mußte, mitten ins Gesicht spuckte. Alle Leute auf der Straße bemerkten es. Der Soldat, der zuerst vollständig steif gestanden hatte, fuhr wie elektrisiert in die Höhe, wurde feuerrot und starrte, nur einen Augenblick, auf eine Taube, die auf dem Asphalt trippelte. Dann begann er dem Bürger in großen Sprüngen nachzusetzen. Der Bürger lief wie ein Wiesel die gerade Straße. Der Soldat packte im Laufenden den Handgriff seines Gummiknüppels mit der rechten Faust. Vor einem großen roten Hause mußte der Zivilist Atem schöpfen, vielleicht hatte ihn auch die Angst überwältigt. Er fiel zu Boden, begann aber hastig auf allen Vieren weitzukriechen. Der Soldat hatte den Mann bereits eingeholt. Der Mann kroch rasch an die Mauer hin und duckte sich. Er zog sich ganz in sich zusammen und preßte den Kopf zwischen die Schultern. Er versuchte, in die Hauswand hineinzukriechen, er drückte sich eng, eng an die Mauer, im gleichen Augenblick sauste der Gummiknüppel auf ihn nieder. Die Menschen auf der Straße sahen von ferne zu, dann gingen sie rasch weiter.

[18. November]

Da in der Redaktion zu arbeiten polizeilich verboten ist, werden im geheimen Flugblätter herausgegeben. Die »Freunde der Bewegung« stellen dafür gerne Privatsalons im vornehmsten Stadtviertel, nahe dem Englischen Garten, zur Verfügung. Zur Sicherheit werden die Rolläden an den Fenstern heruntergelassen und das Dienstmädchen instruiert, keinem Fremden die Türe zu öffnen. Die Schreibmaschine darf auf einem Mahagonitischen stehen, und der Redakteur geht vorsichtig auf dem Perserteppich auf und ab. »Die völkische Bewegung ist Ihnen zu tiefstem Danke verpflichtet, gnädige Frau, und auch der Möbel wegen dürfen Sie unbesorgt sein«, sagt der Redakteur zu der ein wenig ängstlichen Dame des Hauses. »Es ist heute die Pflicht jedes vaterländisch Gesinnten, seinen Opfermut durch die Tat zu beweisen, selbst wenn er sich dabei in Gefahr begibt«, antwortet der Gatte. Der Redakteur, mit mir allein gelassen, beginnt im scharfen und raschen Flüsterton zu diktieren: »Deutsche, heraus! Arbeiter, Beamte, Bürger! Was geht vor? Geht hinaus auf die Straße! Hier schießen Deutsche auf Deutsche, auf Befehl des ehrenwortbrüchigen Herrn Kahr. Ludendorff, unser größter deutscher General — schwer verwundet, von deutscher Reichswehr im jüdischen Sold! Hitler, der völkische Befreier — verwundet! . . . Ihr, Eure Kinder, Eure Enkel, das ganze heilig schwarz-weiß-rote Deutschland wird zugrunde gehen, wenn Ihr nicht in letzter Stunde, ein jeder an seinem Platz, durch Rede, Aufklärung und mutige Tat alles einsetzt, und sei es — Euer Leben!«

[21. November]

»Können Sie so rasch stenographieren«, sagte der Chefredakteur R. zu mir, »daß Sie eine in leidenschaftlichem Tempo gesprochene lange Rede des Herrn Geheimrat H. — es handelt sich um eine imposante Kundgebung vor der baltischen Studentenschaft Münchens — aufnehmen können? Dann seien Sie, bitte, heute um acht Uhr im . . . keller und schreiben Sie die Rede morgen in Ihrer Wohnung ab.« Ich kam in das bezeichnete Lokal und fand den riesigen Saal mit Studenten und Professoren viel dichter besetzt, als ich es je bei einer Vorlesung gesehen hatte. Der Gesichtsausdruck der jungen Leute wie der alten Herren war der eines besonderen gesammelten Ernstes. Er verriet, daß sie sich nicht zu einer Feier, sondern zu einer Verschwörung versammelt hatten, zu der sie jedoch, da sie, die Revolutionäre, gleichzeitig die Repräsentanten des Staates waren, ein legitimes Recht zu haben

glaubten. Zwischen den Anwesenden wurden kaum ein paar Worte gewechselt. Herr Geheimrat H. klopfte an sein Glas, erhob sich von seinem Platz und führte aus:

» . . . Wir hören Herrn von Kahr über den Kulturkampf reden, und dahinter erscheint plötzlich im dunklen Zwielficht die Gestalt des Kardinals Faulhaber. Ich rühre hier an jene Stelle unseres Geschickes, um die sich die Schleier des Geheimnisses winden. Wenn wir in die völkische Bewegung hineinsehen, dann können wir bis an den klaren Kieselgrund blicken, und es ist nichts Unklares darin. Aber in den Gewässern Herrn von Kahrs ist es trüb und dunkel, darin sitzt ein Tintenfisch mit seinen Polypenarmen, der die Tiefen auführt, ohne daß man ihn je erblicken kann. . . Daß wir im Endkampf unseres Geschickes mit diesen unsichtbaren Mächten kämpfen müssen, das ist unserem Volke bereits in der Heldensage vom lichten, blonden Siegfried, der mit dem Zwerge Alberich rang, dem die Unsichtbarkeit die großen Kräfte gab, verkündet. Diese Tarnkappe wollen wir heute dem Kardinal Faulhaber abziehen, und wenn wir ihn sehen, werden wir ihn auch zu treffen wissen . . . Jetzt muß der letzte Kampf ausgetragen werden! Das Erbe Bismarcks ist bereits verspielt und ein großer Aufwand Kräfte vertan! Und nun kommt der zweite Akt: Die Vernichtung des Werkes Luthers, des Mannes, der uns unserem eigenen Leben zurückgegeben hat. Am 9. November aber hat Herr von Kahr die Tat Luthers mit einem Judaskuß an Rom verraten! Nun soll auch noch das Werk Heinrich des Löwen vernichtet werden . . . Es kann nur das Eine geben, daß wir die völkische Bewegung dort wieder aufnehmen, wo sie am 9. November unterbrochen worden ist! Wir wollen die Kräfte in einer neuen Quelle sammeln, und das Heer, wenn es aus dem Kriege zurückkehrt, soll die Form unseres Lebens bestimmen! In dem Endkampf, der jetzt anhebt um unser Leben, da wird für die tatbereiten Männer, die den Kampf aufnehmen, das Leben in den Tod verschlungen sein! Wir wollen die Schwurfinger in die blutenden Wunden der am 9. November Gefallenen tauchen und schweigend an unser Werk gehen! Kommilitonen, seien Sie still und schaffen Sie keine Märtyrer! Seien Sie wach, seien Sie vom tiefsten Mißtrauen gegen alle hohlen patriotischen Phrasen erfüllt! Wenn man Ihnen von Freiheit spricht, so fragen Sie: wofür?, wenn man Ihnen von Einheit spricht, so fragen Sie: auf Grund welcher Macht?, und wenn man vom Nationalen spricht, so fragen Sie: mit welchem Inhalt? — und tragen Sie den völkischen Gedanken vorwärts!!«

Die Studenten trampelten »nicht endenwollenden« Beifall. Die älteren Herren schüttelten Herrn Geheimrat H. schweigend und ergriffen die Hand. Es war schon spät, jeder eilte in eine andere Richtung nach Hause. Draußen war es kalt.

[23. November]

Die Stimmung in der Redaktion ist bereits wieder eine optimistische. Neue Gesichter sind aufgetaucht, man entwirft neue Pläne, Rufe nach einem Führer werden laut, denn noch sei Polen nicht verloren! Doch die Versuche der neuen Organisatoren, auch die des Redakteurs W. auf »militärischem Gebiet«, erregen Mißfallen. Die Nerven lassen nach, man brüllt sich gegenseitig an, ist zankbereit. Man ist erleichtert, wenn sich ein Anlaß zum Streiten gefunden hat, man wirft sich gegenseitig Schuld vor. Unter dem Gesindel, das nun auftaucht und sich als »Führer« aufspielt, ist Herr Sch. zu erwähnen: Er hatte vor der Studentenschaft öffentlich Reden für Hitler gehalten und wurde darauf von der gesamten Presse persönlich angegriffen. Sch. ging, bleich, klein, kahlköpfig und unappetitlich, in der Redaktion auf und ab und diktierte einen Verteidigungsbericht, den er in den Zeitungen zu veröffentlichen gedachte. Er war sehr erregt und gab zu jedem Satz, den er in die Maschine diktierte, zu den Redakteuren und den übrigen Anwesenden im Saal gewandt, ausführliche Kommentare. »Schreiben Sie: Erstens, es ist nicht wahr, daß ich eine Militärstrafe zu verbüßen hatte, zweitens, sondern nur, daß ich wegen Beleidigung eines Kameraden. . . Drittens, es ist nicht wahr, daß gegen mich ein Verfahren wegen Diebstahls schwebte, viertens, sondern nur meine Untergebenen hatten. . . Fünftens, es ist nicht

wahr, daß ich geschlechtskrank bin, sechstens, nur früher hatte ich. . .« Zu diesem Punkt gab Herr Sch. eine peinliche Erklärung. Die Mädchen, die im Saal waren, wagten vor Scham nicht den Kopf zu erheben, und sogar die Redakteure lächelten verlegen. ». . . Ich frage Sie, was gehen die Münchner Neuesten meine Schlafzimmersgeheimnisse an?«, schrie der »Führer«. Ich konnte nicht mehr an mich halten und antwortete laut aus meiner Ecke heraus: »Auch diese Redaktion geht das nichts an!« Sch., der mir aus einer Entfernung von etlichen Metern diktiert hatte, sah sich erstaunt im Kreise um, wußte nicht, woher die Stimme gekommen war, machte eine Verbeugung in eine ganz verkehrte Richtung und sagte: »Entschuldigen Sie, meine Gnädigste. . . nur noch einen Punkt: Siebte, es ist nicht wahr, daß ich früher Sozialist war. Achte, übrigens ist schon oft aus einem Saulus ein Paulus geworden.«

[29. November]

Ein anderer »Führer« ist M. W., der Redliche, ungebildet, bienenfleißig, mit treuherzigen Augen. Zur Zeit ist er tief niedergeschlagen, weil man ihn verleumdet, Hitler gegen Bestechungsgelder an die Polizei verraten zu haben. Die Anklage begründet sich negativ, z.B.: Wenn er kein Verräter wäre, so müßte er, wie die anderen Führer, längst verhaftet sein. Außerdem stützt man die Anklage auf die Aussage eines Kriminalbeamten. — M. W., der über diese Beschuldigungen verzweifelt ist — in den letzten Wochen ist seine Gestalt herabgekommen, sein Gesicht eingefallen, seine Augen flackern und sind nie ausgeschlafen — sucht seit drei Wochen der Leute, die ihm seine Ehre genommen haben, habhaft zu werden. Aber jeder, den er trifft, weicht seinen Fragen aus, antwortet nie direkt, obgleich man die Anklage nicht zurückzieht. Heute war W. in der Redaktion, stellte den alten St. zur Rede und drohte, jeden, der ihn noch einmal hinter seinem Rücken zu beleidigen wage, über den Haufen zu schießen. Es war ihm ernst damit, und man sah, daß er nichts mehr zu verlieren habe. Er tat mir leid, und ich sagte vor allen, daß ich für seine Ehrlichkeit die Hand ins Feuer legen würde. Ich plädierte am Nachmittag dafür, daß sämtliche an dieser Sache beteiligten Herren zu einer offenen Aussprache zusammenkommen, M. W. ihre Beweise vorlegen und ihm offiziell Gelegenheit geben sollen, sich sachlich zu rechtfertigen.

[1. Dezember]

Herr St. hatte Herrn Hitler im Untersuchungsgefängnis in Landsberg besucht und war sehr froh zurückgekommen. Er wurde von allen Seiten bestürmt: Wie geht es Hitler? »Sehr gut!«, sagte Herr St. »Die ganze Zeit hat er von Selbstmord gesprochen. Aber denken Sie, als ich ihm heute lange zuredete, sagte er, ich will es mir noch überlegen! Ich werde übrigens jetzt gleich den Bericht diktieren. Ich mußte mir, um unseren Führer überhaupt besuchen zu dürfen, zuerst die Erlaubnis des Staatsanwaltes einholen. Also, fangen wir an: ' . . . Ich weise die Sprechkarte vor, die mir Erlaubnis zu einem Besuch bei Adolf Hitler in der Strafanstalt Schrotten bei Landsberg gibt. Bepackt bin ich wie der Weihnachtsmann mit Kuchen, Schinken, Eiern, Pralinés und anderen guten Sachen, die mir von den Getreuen des redegewaltigen Aufrüttlens der deutschen Volksseele mitgegeben wurden. Ich möchte übrigens allen Anhängern unserer aufgelösten Partei ans Herz legen, bis auf weiteres nichts mehr an Adolf Hitler zu schicken, da in Landsberg bereits ein Warenlager für ihn sich aufbaut. So kamen an einem einzigen Tage drei Fasanen und sieben Hasen, dazu mehrere Kisten mit Dauerwürsten. Aus Bayreuth ging eine Sendung ab: Wolle, Jacke, wollene Unterbeinkleider, Strümpfe, Likör, Zwieback, Würste, Bücher, Schreibmaterialien usw. Leicht verderbliche Lebensmittel mußten bereits an die Armen von Landsberg verteilt werden. Adolf Hitler kann von den bisher eingeschickten Lebensmitteln mindestens ein Vierteljahr leben. . .

. . . Adolf Hitler befand sich noch in der Krankenabteilung. Sein getreuer Begleiter Graf hatte ihn im Fallen — Graf wurde von vier Kugeln durchbohrt — zu Boden gerissen, und dabei renkte sich Hitler den linken Arm aus. Erst in U. vor seiner Verhaftung gelang es

dem Arzt, den Arm wieder einzurenken, wobei Hitler furchtbare Schmerzen erduldet. . . Die schwere Krisis, die ihn nach dem furchtbaren Zusammenbruch befallen hatte und die er durch einen freiwilligen Hungertod beenden wollte, war, als ich kam, bereits überwunden. Zwei Wochen genoß er nur Wasser, so daß man schon zu seiner künstlichen Ernährung schreiten wollte. Schließlich gelang es dem Zureden seiner ältesten Freunde, ihn umzustimmen und zu der Erkenntnis zu bringen, daß für die völkische Bewegung sein Leben nützlicher sei als sein Tod. Ich hatte also die Freude, wieder mit dem alten Hitler sprechen zu können, dem Manne mit der unbeugsamen Energie und der glühenden Liebe zu seinem Volke im Herzen, dieser einzigen Leidenschaft dieses Mannes, der sogar über alles erhaben ist, was Männer sonst noch freut: Tabakgenuß, das Vergnügen an einem kräftigen Trunk und, wenigstens die jungen, an einem G'spusi.'«

Herr St., der bis hierher sehr rasch und in guter Stimmung diktiert hatte, hielt im Diktat inne. »Es ist vielleicht besser, liebes Kind, Sie streichen den letzten Satz. Nach 'und der glühenden Liebe zu seinem Volke im Herzen' machen Sie einen Punkt. . . Adolf Hitler ist, wie gesagt, ganz der alte und ich fand ihn auf der Höhe seiner alten Geistesfrische und Dialektik. Ich hatte einige aufmunternde Zeilen von der Hand des General Ludendorff mitgebracht, die ich Hitler erst nach der Zensur des Staatsanwaltes überreichen durfte. Die Hauptsache für die weitesten Kreise des bayerischen Volkes dürfte wohl sein, wenn ich die beruhigende Mitteilung geben kann, daß sich unser Adolf Hitler geistig und körperlich wieder vollkommen wohl befindet. Diese erfreuliche Tatsache sei umso stärker betont, als ein bayerisches Provinzblatt ausstreute, daß Hitler zur Beobachtung seines Geisteszustandes nach Eglfing gebracht werden soll. Davon kann keine Rede sein. Adolf Hitler stammt nicht nur von einer urgesunden Familie ab, sondern hat auch niemals an einer Krankheit gelitten, woraus sich ein Gemütsleiden entwickeln könnte. Ungebrochen ist seine geistige und körperliche Kraft, was sich bei dem bevorstehenden Prozeß, der voraussichtlich bereits im nächsten Monat stattfinden wird, erweisen wird. . .«

[5. Dezember]

Wie selten es doch ist, daß Menschen, die unter den Ereignissen des Tages leiden, unter dem Ganzen der Zeit leiden! Man mag mit einigem Recht zunächst einem Regierungsvertreter die Schuld geben und vergossenes Bruderblut als das Furchtbare empfinden, vor dem der Herzschlag stockt; was nützt das am Ende, wenn nicht hinter all dem die Erkenntnis unserer verlorenen Selbstbesinnung aufsteht. Man mag die letzte Ursache davon, daß wir zwischen Trümmerhaufen unseren Weg finden müssen und zwischen dem Geröll nichts Blühendes mehr sehen, in dem Verhängnis erblicken, daß wir Deutsche unsere Kämpfe, seien sie welcher Art immer, auf einem Raume auszutragen haben, der enger ist als der aller anderen Völker: auch dies ist doch nur ein begrenzter Grund und eine ungenügende Entschuldigung. Was uns erschrecken müßte, ist, daß wir um uns Kreise gezogen haben, die dem einzelnen so wichtig erscheinen und im allgemeinen doch so verloren sind, daß das Ganze darüber zu Grunde geht. Was hier geschehen ist, scheint komisch, tragikomisch, soweit es den einzelnen angeht, das Traurige aber liegt im Ganzen. Immer bekämpfen zwei, die im Grunde dasselbe wollen, einer den andern, und zerstören so den Glauben an das Einmütige, das sie zusammen hätten verwirklichen können. Ein Land trennt sich vom Reich, motiviert dies mit Vaterlandsliebe und spürt nicht, daß das Vaterland damit der Ohnmacht verfällt. Der Deutsche bewaffnet sich bis zu den Zähnen, um der Welt zu zeigen, wie patriotisch er sei, und schießt auf den anderen Deutschen, den er nicht für patriotisch hält. Es ist nicht möglich, daß den Leuten hier bewußt geworden ist, gegen wen sie kämpfen wollten, es ist nicht möglich, daß sie sich klar gemacht haben, was das heißt. Das Volk taumelt, schreit, hat Kriegsfieber und handelt aus einem untermenschlichen Instinkt heraus, es lebt in Haß und Angst vor dem imaginären Feind. Die Führer aber, eitel getragen von der Gunst des Volkes, das sie betrügen, sind Gaukler, die mit Messern werfen und auf gesichertem Seile über einer Tiefe tanzen, die sie nicht abzuschätzen vermö-

gen. Aber sollte es, wenn sie einmal im Fangnetz liegen, nicht ein Erwachen geben, ein Erwachen wie aus einem schweren Traum von Schuld? Es ist, als habe uns jemand mit Starrsinn und Blindheit geschlagen, als hätten die alten Propheten ihr Wort gesprochen über das Volk, das »verstockt« ist und in die Irre gehe. Verwirrung und Verblendung ist unser Los. Die Zeit ist im Gleiten und nichts hält sie mehr auf. Und doch, wieviel könnte noch geholfen, wie vieles gutgemacht werden, wenn nur eine Empfindung, eine einzige unter so vielen zerstreuten, heimfände zu ihrer Besinnung: wenn alle Kraft des Gedankens und der Aufopferung, wenn all das Geld, das von Menschen, die mitten im Leben zu stehen meinen, für nutzlose politische Kämpfe verschleudert wird, dazu verwendet würde, den Kindern und den alten Leuten aufzuhelfen! — Dies Eine, wenn es noch möglich wäre!

[8. Dezember]

Der Geschäftsführer ist nun auch schon lange verhaftet und die Auszahlung der Gehälter gesperrt. Nur hie und da erhalten wir noch einen Fünf-Francs-Schein. Die Redaktion hat sich in eine Art Stellenvermittlungsbüro verwandelt. Den ganzen Tag gehen und kommen Parteigenossen, hinterlassen ihre Adressen und fragen am nächsten Tag, ob sich nicht schon ein Posten für sie gefunden habe, oder gar, ob die völkische Zeitung bald wieder erscheinen dürfe. Die Mädchen, die bei der großen Arbeitslosigkeit auch keine Stellung mehr erhalten werden, schreiben in der Redaktion den ganzen Tag mit besorgten Gesichtern Offerte. Ein altes Fräulein — ihre Großmutter war eine berühmte Freundin Goethes — sagt: »Ich fürchte mich entsetzlich vor dem Verhungern; ich schreibe auch kein Offert mehr, da ich wohl von den Unternehmen Aufforderungen erhalte, mich vorzustellen, aber doch nicht engagiert werde, weil man sofort sieht, wie alt, häßlich und nervös ich bin.« Ein anderes, erst siebzehnjähriges Mädchen — das immer die schmutzigen Witze des Redakteurs W. sofort zurückweist, ohne sie noch zu verstehen, was den Redakteur veranlaßt, gerade ihr die Witze zu erzählen — hat schon mindestens hundert Stellungsgesuche geschrieben. Sie ist in großer Angst, wie sie, bisher die Hauptstütze ihrer Eltern, künftig die Familie — denn auch der Vater ist arbeitslos — erhalten soll. Manchmal kommt der alte Herr St., der selbst schon Not leidet, bemitleidet uns und tröstet: »Immer mißglückt die erste Revolution eines Volkes; aus allem Schweren aber werden wir uns zu noch größerer Macht als früher erheben.« Manchmal kommt auch Redakteur W., reißt seine Witze und sagt mit einem Blick auf die schreibenden Mädchen: »In fünfzig Jahren wird man überhaupt keine Tippmamsells mehr nötig haben. Bis dahin geschieht das Maschinenschreiben mittels Wellenübertragung; der Redakteur diktiert in die Luft, und die Maschine schreibt den Artikel allein, ohne jede Bedienung. Ihr seid dann vollkommen überflüssig.«

Noch empfindlicher als unter den Angestellten ist die Not unter den Angehörigen der am 9. November Verwundeten und Gefallenen, die, wie man sich erzählt, gar keine Unterstützung mehr erhalten sollen. Wir ziehen daher jetzt täglich mit großen Karren aus und sammeln in den wohlhabenden Häusern für die Ärmsten der Leute Wäsche, Kleider, Schuhe. Am schlimmsten aber ist das Elend unter den Chauffeuren. Die Partei hatte sehr viele Autos in Verwendung, die nun verkauft oder beschlagnahmt worden sind. Da in München, wie es heißt, auf ein Auto hundert Chauffeure treffen sollen, ist es für die unseren ganz aussichtslos, bald angestellt zu werden. Gestern fragte mich ein früherer Chauffeur von Hitler, ob wir ihm noch keinen Posten ausfindig gemacht hätten. Er ist ein lustiger Mensch mit acht Kindern zu Hause, der nicht so leicht verzagt wird. Ich verneinte seine Frage. Er erzählte, daß er bereits seinen guten Anzug und seine Lackschuhe habe verkaufen müssen, und daß heute sein Hund, ein kleiner zweijähriger Foxterrier, mit einem schwarzen, niedlichen Tupfen auf der Nase, geschlachtet werden müsse. Ich bot ihm für seinen Jungen ein Hemd an, das ich in der Widenmayerstraße von einer Schauspielerin erhalten hatte. Er aber lehnte ab und lachte: »Geben Sie es einem Ärmern als ich bin, gewiß gibt es noch viel Ärmere.«

1926 veranlaßte Ludwig v. Ficker im Brenner-Verlag die Veröffentlichung der tagebuchartigen Aufzeichnungen der späteren »Brenner«-Mitarbeiterin Paula Schlier. Das Buch erregte ziemliches Aufsehen, nicht nur als Zeugnis schriftstellerischen Talents, sondern auch als Dokument zeitgeschichtlicher Vorgänge. »Es ist, aus vielen Gründen, eine bedeutende Lektüre. Es dreht sich in der Hauptsache um die Münchner Revolution, die es von den Redaktionsfenstern des 'Völkischen Beobachters' aus, dessen Sekretärin die nach dem Herzen der Zeit begierige Verfasserin [1923] war, in virtuoson Bildern festhält«, wie Walter Muschg — damals noch Assistent der Literaturwissenschaft — in der Schweizer Zeitschrift »Annalen« (April 1927) schrieb. Das bezieht sich vor allem auf das hier abgedruckte Kap. 7. Dieses Kapitel diente noch Jahre später — unter dem Titel »Was eine Sekretärin Hitlers erzählt. Intimes aus der Redaktion des Völkischen Beobachters« der Unterhaltung und politischen Beeinflussung von Tageszeitung-Lesern («Wiener Allgemeine Zeitung», 19.9.1930) und war noch zu Beginn der siebziger Jahre der »Süddeutschen Zeitung« einen Abdruck wert.

Ende Mai 1926 druckte die »Münchner Post« dieses Kapitel nach, wobei die Namen der in Schliers Buch nur mit Anfangsbuchstaben gekennzeichneten Personen preisgegeben wurden. Vor allem dieser Umstand führte zu einem Verriß des Buches — unter dem Titel »Aus der Froschperspektive« — im »Völkischen Beobachter« (1926, Nr. 122), in dem die Glaubwürdigkeit der antinationalsozialistischen Gesinnung Paula Schliers zu untergraben versucht wurde.

Ficker klärte in einem Schreiben vom 5.6.1926 an die Redaktion der »Münchner Post« seinen Standpunkt: »Weder der Verfasserin noch uns konnte daran gelegen sein, durch diesen redaktionellen Mißbrauch der Nachdruckserlaubnis unsere sowie die Intentionen der Verfasserin beim Veröffentlichen des Buches nun der Gefahr einer Mißdeutung in der Richtung ausgesetzt zu sehen, als seien wir mit einer Ausbeutung des Buches zur Befriedigung eines parteipolitischen Ressentiments einverstanden.« Am selben Tag informierte Ficker auch die Schriftleitung des »Völkischen Beobachters« von dieser Erklärung, konnte dabei aber nicht umhin, den dort erfolgten Bemerkungen zu Schliers Buch ein »beispiellos niedriges Geistes- und Charakterniveau« zu bescheinigen. In seiner Antwort vom 11.6. schrieb Alfred Rosenberg an Ficker, das Pamphlet des Frl. Schlier hätte eine viel schärfere Abfertigung erfahren, wenn man die Verfasserin nur halbwegs ernst genommen hätte.

In dem in Vorbereitung befindlichen Band des Briefwechsels Ludwig v. Fickers (zwanziger und dreißiger Jahre) werden die Hintergründe dieser Buchveröffentlichung und die Probleme des Brenner-Verlags und der Paula Schlier mit den Nationalsozialisten nach der Machtübernahme eingehend kommentiert werden.

W.M.

E.S.